



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s W i e n.

Schicksal der Theaterzeitung. — Gluck's Grab. — Projectirtes Denkmal. — E. K. Frankl. — Ernst. — Wer über Nacht reich werden kann. — Enttäuschung der heimischen Künstler. — Guklow's „Dreizehnter November.“ — „Der Majoratserbe.“

Es wurde vor Kurzem der Wiener Theaterzeitung in diesen Blättern erwähnt; dieß bringt mich auf die Veränderungen, die diesem hier vielverbreiteten Journal in der nächsten Zukunft bevorstehen dürften. Wie ich schon früher berichtet, haben die finanziellen Zustände der Zeitung eine so schlimme Wendung genommen, daß ohne die kräftigste Unterstützung mit fremden Geldmitteln an keine Fortführung des beinahe 40 Jahre bestehenden Institutes möglich ist. Diese ist schon in früheren ähnlichen Fällen versucht worden; und besonders haben die beiden reichen Schriftsteller Zeitelles und Langer sehr viel für die Erhaltung des Blattes gethan, ohne daß jedoch dem Uebel auf die Dauer zu steuern gewesen wäre. Nun soll Herr Bäuerle entschlossen sein, die Concession zu verkaufen, und es fehlt begreiflicher Weise nicht an Kauflustigen, denn dieses Journal ist bekanntlich eine wahre Goldgrube und wirft noch jetzt trotz der Concurrenz der Leipziger illustrierten Zeitung jährlich eine Rente von 20,000 Gulden Gewinn ab. Allein Bäuerle verlangt nicht weniger als — 300,000 Gulden C.-M., und zu diesem Kaufschilling will sich natürlich bei der precären Lage einer Zeitschrift in Oesterreich Niemand verstehen. Anfangs war der Buchdrucker Sollinger, in dessen Offizin die Theaterzeitung seit Jahren gedruckt, und der eine Forderung von 54,000 Gulden an sie hat, zum Kaufe erbötig, und jetzt, hört man, soll die Verlags-handlung der illustrierten Zeitung in Leipzig in Unterhandlungen getreten sein, um das Recht des Herausgebers an sich zu bringen. Gelingt es Herrn Weber in Leipzig, die Concession der genannten Zeitung unter annehmbaren Bedingungen zu erwerben, so lassen sich die mercantilen Vortheile, welche ihm daraus erwachsen würden, kaum im Voraus berechnen, denn er kann sodann hier eine den gültigen Censurgesetzen Oestreichs entsprechende Herausgabe seiner illustrierten

Zeitung veranstalten, die ihm das belletristische Monopol in der gesammten Monarchie sichert, während er in Sachsen eine andere für deutsche Zustände berechnete Auflage mit größerer Rücksicht auf die politischen Interessen der Gegenwart besorgen kann, die ihn in Deutschland von dem bisher häufig vorgebrachten Vorwurf der Schaalheit und Farblosigkeit sicher stellen, und dem Unternehmen gewiß förderlich sein würde.

Kaum hat sich die musikalische Welt von dem Festvergnügen der Beethovenfeier in Bonn erholt, und die vielfältigen Tiraden gehörig verdaut, welche bei dieser Gelegenheit von unsern Schreibseligen Journalisten zu Markte gebracht wurden, so taucht auch schon wieder eine Entdeckung auf, welche in kurzer Frist mit einer neuen Todtenfeier zu drohen scheint. Ein junger Buchhändler, der den Friedhof von Magleinsdorf nahe an der Stadt besuchte, entdeckte durch Zufall die Grabstätte des berühmten Komponisten Gluck, der bekanntlich, nachdem er in Frankreich den Zenith der Berühmtheit erklimmt, in Wien lebte und auch starb! Bisher wußte Niemand, wie von Mozart, den Grabeshügel anzugeben, unter dem die Gebeine des unsterblichen Meisters ruhen, bis vor einigen Wochen die Stelle aufgefunden ward, wo die sterblichen Reste des Tondichters modern, dessen Musikwerke einst zur Verherrlichung der üppigen Hoffeste dienten, welche Kaiser Karl VI. auf seinem Schlosse Favorite zu geben pflegte. Rechts vom Eingang, gedrückt von der Pracht eines freiherrlichen Mausoleums ist sein ärmliches Grab; eine kleine Marmortafel, in die Mauer eingefügt, halb versteckt unter Gras und Epheu, trägt den Namen des berühmten Todten; kaum ist die Inschrift zu entziffern, so ist Alles beschmutzt und zerstört. Die Inschrift lautet wörtlich: Hier ruht ein rechtschaffener, deutscher Mann, ein eifriger Christ und treuer Gatte, Christoph Ritter von Gluck, der erhabenen Tonkunst großer Meister. Er starb am 15. November 1787. — In einem Jahrhundert, das allen Berühmtheiten verschollener Zeiten die kostbarsten Denkmäler errichtet, wird man wohl auch nicht zaubern, dem Namen des großen Meisters zu huldigen; keine prunkende Denksäule verlangen wir, die Tausende kostet, nur einen einfachen, bescheidenen Stein für das bescheidene Grab im Magleinsdorfer Kirchhofe, damit der Verehrer der Muse nicht achtlos den Boden betrete, der durch die Nähe des Genius geweiht ist. Der Redacteur der Sonntagsblätter, L. A. Franck hat bereits eine Subscription eingeleitet, welche einen gedeihlichen Fortgang nimmt, und ohne Zweifel in wenig Monden die Kosten eines angemessenen Grabsteines decken wird.

Dem Violinisten Ernst, der jetzt in seiner Vaterstadt Brünn verweilt, ist von Seiten des reichen Amerikaners Dordle der Antrag gemacht worden, nach der neuen Welt einen Ausflug zu unternehmen, wogegen er ihm bei einem Aufenthalt von drei bis vier Monaten einen Gewinn von 106,000 Dollars zusichert. Es scheint kein Zweifel,

daß der Virtuose diesem verlockenden Antrage baldigst folgen wird. Die Virtuosen und die Börsenleute sind heutzutage die Einzigen, welche über Nacht reich werden können.

Man erinnert sich wohl noch der fatalen Brunnengeschichte, die im verflossenen Jahr so viel böses Blut machte in den hiesigen Künstlerkreisen, und so viel Lärm in der Journalistik. Der Bürgermeister beschwichtigte damals die aufgeregten Gemüther unserer Bildhauer durch den Plan, auf dem Stephansplatz zwei prachtvolle Brunnen zu errichten, welche blos vaterländischen Künstlern übertragen werden sollten, und die man mit den Standbildern der beiden heldenmüthigen Vertheidiger Wiens Stahremberg und Salm bei den zwei türkischen Belagerungen der Hauptstadt im 16. und 17. Jahrhunderte zu schmücken gedachte. Nun stellt sich aber allmählig dieser Plan als ein klugersonnenes Märchen dar, das blos ausgeheckt wurde, um die durch Bevorzugung fremder Künstler tiefverletzten heimischen Talente zu versöhnen und hinzuhalten, und von dessen Verwirklichung niemals im Ernst die Rede war. Jetzt, da die zwei Viertel der kolossalen granitnen Wasserschale für den Brunnen auf der Freieung aus Schwantalers Atelier in München auf der Donau eingetroffen sind, und die von diesem Künstler modellirten Figuren nächstens nachfolgen sollen, wird die alte Wunde wieder heiß, um so mehr, als man nachgerade einsieht, wie die Fiction von den beiden Brunnen auf dem Stephansplatz schon vom Anfange her widersinnig war, indem dieser lebhafteste Platz, auf dem die Volksmenge unablässig umherwogt, und welcher von fast hundert Mietzwagen in Beschlag genommen ist, selbst bei'm besten Willen kein Raum zu finden sein dürfte für zwei monumentale Wasserwerke, wie sie der lechzenden Sehnsucht unserer Bildner boshafter Weise hingemalt wurden.

Das Hofburgtheater brachte kurz nach einander zwei Novitäten, nachdem man bereits seit vier Monaten auf eine solche vergeblich gewartet hatte. Gukow's „Dreizehnter November“ hat hier nur wenig angesprochen, indem dieses Drama allzusehr den Charakter des Gemachten und Gekünstelten an der Stirne trägt, um eine tiefere Wirkung möglich zu machen. Gukow gefällt sich darin, psychologische Abnormitäten und Idiosynkrasien dramatisch zu verkörpern, ohne zu bedenken, daß solches wohl dem Romandichter gestattet ist, dem der erforderliche Raum geboten ist, um den erschöpfendsten Commentar zu liefern und das eingreifendste Verständniß zu vermitteln. Er kann seitenlang die räthselhaften Stimmungen der Seele schildern, und den Leser, wenn nicht überzeugen, doch bereben, der Dramatiker ist auf die geschlossene Form der Bühnengestaltung beschränkt, und sollte darum Alles vermeiden, was nicht auf schnelle Auffassung und inneres Verständniß, auf volle und augenblicklich zündende Wirkung rechnen kann. Der Dramatiker muß sich mit der Größe und Tiefe

der geschilderten Gefühle begnügen und die feine Detailmalerei dem Romanschreiber überlassen, bei dem es wenig darauf ankommt, zu dem dreißigsten Bogen noch einen hinzuzufügen. Wollte Gutzkow nur die Blasirtheit darstellen, wie sie als Krankheit unseres Jahrhunderts gerade im Kopfe der Glücklichen zu wüthen pflegt, so war die unheimliche Familienchronik des Hauses Douglas ganz und gar unnöthig, und wollte er ein Schicksalsdrama schreiben im Geschmack von Werner und Müllner, so durfte wieder nicht die Einmischung eines so modernen Elements, als die Blasirtheit ist, stattfinden; eins schloß das andere aus, und in der Verschmelzung beider Dinge liegt gerade das Mißgeschick des Ganzen, dem überdies die forcirte Katastrophe schadet, wo der Graf Douglas, statt sich selbst zu erschießen, auf das Spiegelbild abdrückt und den verborgenen Verwandten hinter der Tapetenthüre ermordet. Taktvoll hat sich bei dieser Gelegenheit der ehrenwerthe Theil unserer Tagespresse benommen, indem sie nicht den unter dem gegenwärtigen Verhältnissen reichlich dargebotenen Spielraum zu dem entschiedensten Tadel auf plumpe Weise ausbeutete, sondern sich in ihrem Urtheil sehr gemäßigt und anerkennend aussprach, und die naheliegende Rolle eines Executors des durch Gutzkow's Wiener Schilderungen erregten bureaukratischen Unwillens verschmähte.

Die zweite Neuigkeit bestand in dem Lustspiel: „Der Majoratserbe“ von der Prinzessin Amalie von Sachsen, welches anderwärts unter dem Titel: „Der Brief aus der Schweiz“ gegeben ward. Es athmet ganz den bekannten moralistischen Geist, der in den zahlreichen dramatischen Produkten dieser hohen Dame weht, und besitzt eine auffallende Aehnlichkeit mit einem frühern Drama derselben Verfasserin, nämlich mit dem Landwirth. Durch das ganz außerordentlich gelungene Spiel des Schauspielers Fichtner, der den Grafen Scharfenek gab, gewann das Stück einen unbezwingbaren Sieg und gefiel.

II.

Nochmals „Gottsched und Gellert.“

Entgegnung.

An den Redacteur.

Indem ich Ihnen danke, lieber Kuranda, für so rasche und aufmerksame Beurtheilung meines Stückes „Gottsched und Gellert,“ bitte ich Sie zugleich, mir einige Worte der Berichtigung und auch einige Worte der Entgegnung zu gestatten.

Zuerst die bloße Berichtigung. Der Protest Gottsched's u. s. w. geht nicht, wie die Grenzboten sagen, gegen die preussische Regierung; Gottsched meint ja im Gegentheile, mit König Friedrich sehr einig zu sein, der Protest geht nur gegen einen preussischen Reitergeneral, gegen Seydlitz, der sich auf Kriegsnothwendigkeit berufen hat. — Ebenso gab es auch während der Aufführung, als der Autor nach den

zwei letzten Akten gerufen wurde, keine leidenschaftliche Opposition. Opposition zeigte sich wohl durch Zischen, als nach dem dritten Akte gerufen werden sollte, und ich habe darin keine Leidenschaft finden können, da das Stück nach diesem Akte gar nicht angethan ist, durch Hervorruf ausgezeichnet zu werden. Man wollte keine Uebertreibung. Widersprechen muß ich außerdem noch der Behauptung, daß Gottsched und Gellert nicht Hauptpersonen seien. Man ist ja noch nicht Hauptperson, wenn man wie Graf Wolza bedroht ist, und bedroht ist zudem Gottsched auch und selbst Gellert. Prinz Heinrich ferner wird wohl eine entscheidende Person, aber ohne dadurch die Hauptpersonen zu beeinträchtigen: in Wahrheit trägt er dazu bei, Gottsched und Gellert zur Vollendung ihrer Charakterbilder zu treiben, indem er sie zur Vertheidigung nöthigt. —

Uebrigens folge ich Ihnen nicht in weitere Ausstellungen, welche gewiß viel Nichtiges haben und welche von Ihnen mit so freundlichen Gegensätzen umstellt sind, daß ich sehr undankbar sein müßte, wollte ich nicht unter Verbeugungen davor zurücktreten.

Es ist mir nur um eine Hauptsache zu thun, und dagegen habe ich eine motivirte Entgegnung aufzustellen. Gegen den Mißbrauch der Politik in meinem Drama, welchen Sie mir vorwerfen, ist meine Protestation gerichtet.

Ich habe mich stets gegen die unorganischen Phrasen über politische Freiheit erklärt, welche im Drama beiläufig und raketenartig aufsteigen und nach einem Effecte haschen, der außerhalb des charakteristischen Gedankenganges im Stücke liegt. Und, lieber Freund, dagegen erkläre ich mich heute noch.

Wie wunderbarlich muß es also zugehen, daß mir etwas vorgeworfen wird, was ich selbst verurtheile! Gewiß wunderbarlich. Und Sie stehen gar nicht allein mit diesem Vorwurfe: von anderer Seite und nicht bloß von derjenigen, welche mich unter allen Umständen geschäftsmäßig angreift, unterstützt man vielseitig Ihren Angriff.

Unorganische Aeußerungen im Drama, das heißt Aeußerungen, welche nicht aus den Charakteren, der Situation und der ganzen Anlage des Stückes natürlich erwachsen, sind ästhetisch unberechtigt und sind auch eben deshalb — unwirksam. Einen des Theaters so Kundigen wie Sie wird es nicht täuschen, wenn eine unbefugt hervorspringende, eben beliebte politische Phrase beklatscht wird. Solche Wirkung erkennen Sie wie ich als ein Strohflecken, das heißt, als keine der Rede werthe Wirkung. Sie haben nun selbst gesehen und ausgesprochen, daß mein Stück bei der ersten Aufführung einen schweren Stand gehabt, und haben doch auch selbst gesehen, daß es mit seinen politischen Wendungen vollständig durchdrang. Wäre das bei so zäher Stimmung möglich gewesen, wenn die politischen Wendungen äußerlich herbeigezogen worden wären? Ganz gewiß nicht.

Wo liegt also der Irrthum? Darin, daß die Ankläger nicht wissen oder nicht wissen wollen: politische Gedanken könnten auch ganz organische Bestandtheile eines Stückes und dann ästhetisch vollkommen berechtigt sein. Und dies ist bei meinem Stücke der Fall: es ist nicht ein Stück mit politischen Phrasen, sondern es ist ein ganz und gar politisches Stück. Politik ist durchweg das Pathos desselben.

Wenn Sie für Liebe bläsiert wären, hätten Sie das Recht, aus einem Liebesdrama die Liebesreden auszuweisen? Eben so wenig, als Sie einem politischen Stücke die politische Rede entziehen dürfen, weil sie Ihnen aus irgend einem Grunde mißfällig. Also: der Vorwurf gegen mein Stück muß, wenn er treffen soll, allgemeiner oder muß noch spezieller gefaßt werden.

Allgemeiner gefaßt würde er heißen: Politik gibt kein Pathos und soll deshalb ganz aus dem Spiele bleiben! — Diese Forderung wird der Kritik nicht viel helfen. In Vorausbestimmung dessen, was wirken soll, ist die Kritik machtlos. Der Dichter wählt, was in ihm mächtig wird, und fragt nicht um Kategorie, fragt nicht um Erlaubniß, und ist er wirklich ein Dichter, wirkt also mit seiner neuen Kategorie, so ist ein fait accompli vorhanden, welches unfehlbar anerkannt wird, denn mit falschen und geschmacklosen Mitteln kommt auf dem Felde der Kunst ein fait accompli, eine vollständige Wirkung nicht zu Stande.

Politik wird allerdings schwerlich ein Pathos geben, wenn sie in Parteifragen sich bewegt und discussionsmäßig wirken soll. Sie enthält aber zwei Bestandtheile, welche zum größten Pathos führen können. Diese heißen: Charakterstärke und Vaterland. Dies sind zwei Begriffe, welche über allen politischen Schwankungen stehen, und auf diese habe ich mein „Charakterlustspiel“ gebaut und diese lasse ich mir nicht verleiden dadurch, daß sie in den verdächtigen Ausdruck Politik hineingezogen werden. Sie liegen in dem vollen Sinne des Wortes Politik, und in diesem Sinne nehme ich das Wort in Anspruch, wenn ich mein Stück ein politisches nenne, und darauf gestützt behaupte ich: was in meinem Stücke Politisches geäußert wird, ist ein organischer Bestandtheil des Stückes und hat seine volle Berechtigung. Polemik gegen die politischen Theile meines Stückes wird also nur auf dasselbe wirken, wenn nachgewiesen wird, daß die politischen Aeußerungen meiner Personen nicht dem Charakter derselben und nicht der Zeit angemessen sind, in welcher sie sich bewegen. Welches sind meine Personen? Welches sind die Themata? Professoren sind es, ein junger Schriftsteller ist es aus Lessing's Kreise, der Prinz Heinrich ist es. Allen steht politisches Leben, politische Rede zu. Was reden sie? Jene vertheidigen akademische Berechtigung. Man sehe nach, wie das vorige Jahrhundert darin tapfer war auf Akademien. Diese bewegen sich um das Thema der Zerstückelung Deutschlands.

Wann erschien das letztere seit dem dreißigjährigen Kriege schreiender als beim siebenjährigen Kriege? Man blicke in Lessing's Schriften, man blicke nur in die Gedankengänge der Minna von Barnhelm, welche um jene Zeit geschrieben wurde, und man wird erkennen, wie tief gerade dies Thema damals empfunden wurde. Für dies Thema war ein Offizier von der Reichsarmee, gerade weil sie mit Schmach belastet war, das Organ, welches Alles sagen konnte. Das Reich war de facto dahin und die deutsche Ausländerei schrie auf. Um sie noch nachdrücklicher zu berechtigen, habe ich den wirklich räuberischen Ausländer, den schmarozenden Italiener daneben gestellt, und um uns den Gedankengang noch näher zu bringen, habe ich den Prinzen Heinrich zum Richter gesetzt, welcher bis nahe an unsre Zeiten herangelebt und sich konsequent als einen Vertreter des patriotischen Liberalismus erwiesen hat. Gestehen muß ich Ihnen, daß ich auf Anerkennung so sorgfältiger Motivirung gerechnet, nicht aber alle dem gegenüber den banal gehaltenen Vorwurf politischer Phrase erwartet hatte.

Nun bleibt noch übrig von diesem allgemeinen Theile des Vorwurfs der Ausdruck selbst im Stücke, welcher nicht zu modern gemahnen dürfe. Hier gestehe ich zu, daß Discuſſion, auch gegen mich, am Orte ist. Hier bin ich selbst mehrmals erschrocken, weil mir die Folgerungen meiner Helden zu schlagend wurden. Und doch wußte ich genau: die Folgerungen sind ganz organisch vor sich gegangen. Hier kann auch gedämpft werden, wenn man darüber einig ist, daß die Dinge von damals den Dingen von heute nicht gar zu schreiend ähnlich sehen dürfen. Ich meine, der Aesthetik wegen, nicht etwa der Politik wegen, denn es sind unverfängliche Themata, welche jede Regierung gestatten wird: Recht der Wissenschaft und Kampf gegen deutsche Ausländerei. Aesthetisch ist aber die Sache auch gar sehr zu überlegen. Ich berufe mich nicht, wie ich gar wohl könnte, auf Shakespeare, welcher sogar seine Römer wie seine Engländer sprechen läßt, nein, mein Cato kann ganz und gar so gesprochen haben, wie er im Stücke spricht; aber ich berufe mich darauf, daß die geschichtliche Sprache im Drama wirklich einen Accent des lebendigen Dichters haben muß, um lebendig zu sein. Das wird uns auch nur erschrecken, wenn der Inhalt nach achtzig Jahren noch so lebendig trifft, wie bei dieser deutschen Ausländerei. Ist dies aber meine Schuld, daß er noch so lebendig?

So viel über den Vorwurf, wenn er allgemein gefaßt würde. Wie wird er specieller gefaßt erscheinen?

Wir haben darüber in diesen Tagen mündlich discutirt, und was ist nicht in diesen Tagen von den verschiedensten Seiten darüber gesprochen worden. Ich weiß also ungefähr, was aufgestellt werden mag. Das Wichtigste habe ich bereits in Obigem berührt.

Erstens kann und muß untersucht werden, ob Charakter, Hand-

lung und Inhalt theils historisch richtig, theils historisch möglich dargestellt sind. Denn die historische Möglichkeit ist für den Dichter so wichtig als die Richtigkeit. Ist man im Stande, meinem Stücke die historische Unmöglichkeit nachzuweisen, dann ist es beseitigt.

Zweitens ist mir vorzuwerfen, was ich eben beim „Ausdrucke“ erwähnte: die Hauptfragen seien gerade jetzt lebendig, gehörten also nicht in den Ausgang des siebenjährigen Krieges, seien offenbar des jetzigen Augenblicks wegen gewählt, würden also ihre Wirkung mit dem Augenblicke verlieren.

Letzteres können wir abwarten. Ich meine, die Fragen werden wichtig bleiben, so lange Deutschland besteht, auch wenn sie gelöst sind, was wohl noch eine gute Weile auf sich warten lassen wird. Daß sie im Jahre 1762 nicht möglich gewesen, habe ich schon bestritten, und daß ich sie gewählt, gerade weil sie jetzt lebendig, das könnte ich ohne Weiteres zugeben; denn dies ist mein Recht.

Hierbei kann ich aber etwas zusetzen, welches freilich nur Bedeutung hat, wenn man meiner einfachen Versicherung glauben schenkt. Denn obwohl ich zufälliger Weise Zeugen habe, so fühle ich mich doch nicht veranlaßt, Zeugen aufzurufen und für mich sprechen zu lassen, da ich die Wahrhaftigkeit meiner Versicherung nicht verwirkt zu haben glaube.

Die Entstehung des Stückes fällt in den vergangenen Winter. Robert Heller gebührt die Auffindung der Idee: Gottsched namentlich in ein Drama zu verarbeiten. Er theilte sie mir mit, und wir wollten den Versuch machen, das Thema gemeinschaftlich zu componiren. Zwei Mal kamen wir zu ausführlicher Besprechung zusammen, erkannten aber wohl, daß der Stoff nicht leicht genug sei, um so auf dem Wege bloßer Technik erledigt zu werden. Ich verreisete, und das Unternehmen ward vergessen. Damals aber, bei der Besprechung schon, erwuchs mir Cato als Vertreter des nicht österreichischen und nicht preussischen Deutschthums, sondern des Deutschthums überhaupt. Als würdige Figur der Reichsarmee und Kämpfer gegen Ausländerei wurde er nur politischer und dramatischer Mittelpunkt, und Prinz Heinrich politisch entscheidender Ausgangspunkt des Stückes. Damals hatte die Ausländerfrage unter uns noch gar nicht das Aufsehn erlebt, welches im Frühsommer mit Iskstein und Hecker eintrat.

Mir fast unbewußt, hatte der Stoff von jenen Besprechungen hier meine produktive Thätigkeit in Anspruch genommen, und schon im Monat März schrieb ich in einem Zuge die drei ersten Akte, und skizzierte mit allen Consequenzen den vierten und fünften. Als ich Mitte Mai nach Carlsbad ging, war ich bis auf die Höhe des vierten Actes gekommen, also auf die politische Höhe des Stückes, und es wäre vielleicht etwas weniger lebendig geworden, aber es wäre um kein Haar anders geworden in seinem Inhalte, wenn sich auch nichts

darauf Bezügliches politisch ereignet hätte. Da kam, ich glaube Ausgang Mai's oder Anfang Juni's, die bekannte Ausweisung, und ich erschrak darüber auch für mein Stück, weil ich vorausah, man werde es nun den Vorgängen nachgeschrieben erachten. Sollte ich deshalb furchtsam, weil ich falsch beurtheilt werden konnte, meinem Stücke einen Theil der Seele ausbrechen? Ich gestehe, daß ich mehrmals fast dazu entschlossen war, weil es mir empfindlich ist, der bloßen Gelegenheitschriftstellerei geziehen zu werden. Ja, ich bin auch jetzt gar nicht abgeneigt, die grellsten Folgerungen hinwegzunehmen, und ich schwankte darüber noch kurz vor der Aufführung. Für einen großen Theil des Vaterlandes muß ich es ohnedies, wenn ich das Stück aufgeführt sehen will. Ich that es am Ende nicht, um bei der ersten Aufführung zu sehen, ob es organisch, das heißt voll wirken werde. Das mag einen Vorwurf verdienen, aber so wie er gemacht worden ist, verdient es den Vorwurf nicht.

Ferner: das Stück war Ende Juni fertig. Im Juli ward es vorgelesen, und die zweite Hälfte des vierten Actes, welche Sie neuen Ereignissen angebildet erachten, war Wort für Wort so, wie sie dargestellt worden ist. Einen Monat später kamen jene Ereignisse, und deshalb schließen Sie gegen mich. Was steht aber ganz entgegenge- setzt mir für ein Schluß zu? Der Schluß: der Organismus ist so richtig, daß die Tagesgeschichte die Probe darauf macht.

Sie tabeln(?) das Wort „fahnden.“ Ich habe das Wort gebraucht, oft gebraucht, lange ehe es politisch Mode wurde, und — es stammt aus altem Style. Ich hätte also gerade das historisch richtige Wort vermeiden, ich hätte das Stück schlechter machen müssen, um solchen Vorwürfen zu entgehen.

Endlich heißt es auch noch: (?) die Politik wird abgenützt, wenn sie auf das Theater kommt*). Hat die Journalistik ein Privilegium? Könnte ich sagen. Und wozu schreibt Ihr Politik? Um sie in's Bewußtsein zu drängen. Geschieht dies etwa nicht vom Theater aus? Das Theater mag Streitfragen beeinträchtigen, und mit ihnen muß es aus politischen und ästhetischen Gründen vorsichtig sein. Aber gilt dies auch von Fragen, welche ein Lebenstheil der Nation geworden sind, gilt dies auch von patriotisch gewordenen Fragen? Mit nichten.

Und die Fragen meines Stückes sind mit geringfügigen Modifikationen überall zulässig, und beleidigen Niemand, kaum einen unzurechnungsfähigen Ultra. Sie gebühren also dem Dramatiker, wenn ihm nicht nachgewiesen wird, daß er sie unorganisch verwende und verschleudere.

*) Unser Freund Laube verrückt den ganzen Standpunkt der Frage und schiebt unserer Beurtheilung einen Sinn unter, an den wir nicht im Traum gedacht Wir behalten uns die Antwort vor. D. Red. d. Grenzbl.

Auf Ihre letzten Worte indessen, ob ich nicht mit vollständigstem Verbrauche aller politischen Hebel die politischen Stücke ein für alle Mal hätte befeitigen wollen, bleibe ich Ihnen die Antwort schuldig.
Leipzig, d. 24. September 1845.

Heinrich Laube.

III.

Notizen.

Zeitschriften und Bücher. — Nur fort. — Künstlergäste. — Ein protegirter Theaterdirektor. — Gäste in Weimar. — Venau und der Buchhändler Frankh. — Gleichungen im Alter der Potentaten. — Laube, Auerbach, Willkomm. — Die belgische Kammer und der Socialismus.

— Dem neuen Jahre laufen bereits mehrere neue Zeitschriften voraus. So „Die Werkstatt,“ eine Monatschrift für Handwerker unter der Redaction des wohlmeinenden Redacteurs des Telegraphen Georg Schirges. So elegant ausgestattete Blätter haben wohl die wenigsten Handwerker bisher zu ihrer Lectüre gehabt. Auch der Inhalt ist zum großen Theile gut gewählt und der Preis erstaunenswerth billig (4 Sgr. für ein Heft von 4 Bogen) gestellt. — Eine andere neue Zeitschrift, die „Theater-Locomotive,“ redigirt von Julius Koffka, beginnt ihre Laufbahn mit einer Polemik: „Das junge Deutschland auf den Brettern, eine Skizze von W. Bernhardi.“ — Eine Buchhandlung hat auf Konge's Namen eine Speculation gemacht und einen Roman herausgegeben: „Johannes Norge, oder Bekenntnisse eines Cölibatärs. Die Geschichte ist sehr schmutzig und kann weder den römischen noch den Deutsch-Katholiken eine Freude machen. — Von dem trefflichen Buche des Franzosen A. de Gerando: „Siebenbürgen und seine Bewohner,“ ist eine geschmackvoll ausgestattete Uebersetzung erschienen (Leipzig, Verlag von Carl Lortz, 2 Bände). Gerando ist der Schwiegersohn des bekannten Magnaten Graf E. Teleki. — Von Moriz Hartmann's „Kelch und Schwert“ ist (in derselben Verlagshandlung) eine zweite vermehrte Auflage erschienen. Hartmann lebt gegenwärtig in Brüssel.

— Man schreibt uns aus Prag: Aus der Gegend von Trautenau sind zwei Männer, die den deutsch-katholischen Ideen sich angeschlossen, nach preussisch Schlesien ohne Paß ausgewandert, nicht ohne dießseits beträchtliche Schulden zurückzulassen. Die österreichische Polizei soll sich deswegen an die preussische gewendet haben; erhielt aber von dieser die Antwort, daß man hierüber erst beim Ministerium anfragen müsse. Mittlerweile soll man von hier aus gleichfalls nach Wien geschrieben und die Antwort erhalten haben, daß keine weiteren Schritte zu thun sein. — Sind sie fort — denkt man in Wien — um so besser. — Unter den mannigfachen Gästen, die wir in den ersten

Wochen hier sahen, dürfen wir nicht über den vielbestennten und betitelten Großen, eines Würdeträgers der Kunst vergessen, des bekannten Malers Pollak aus Rom (il Polaco), der in Prag geboren und die ersten Elemente der Kunst an unserer Akademie studirt hat. Niedel und Pollak sind bekanntlich die beiden ausgezeichnetsten deutschen Genremaler in Rom. Das eigenthümliche, herrliche Sonnencolorit, das den Bildern dieser beiden Künstler einen ganz besonderen Stempel giebt, erhöht noch die Grazie ihrer Zeichnung. Pollak, der seit zwölf Jahren in Rom lebt, hat mit seinem Freunde Niedel eine Reise durch Deutschland gemacht, zunächst um ihre Eltern zu besuchen. Niedel ist ein Baier, Pollak wie gesagt ein Böhme. In München werden die beiden Unzertrennlichen wieder zusammenstoßen, um die Rückreise nach Italien gemeinschaftlich anzutreten.

Wie nachträglich verlautet, so soll der neu eintretende Director, Herr Hoffmann, diese Stelle hauptsächlich einem Empfehlungsschreiben des Fürsten Metternich zu danken haben. Er war an die Fürstin Schwarzenberg gerichtet, und wie ich höre, hat die Fürstin, *pour faire honneur à cette lettre*, selbst die Fürsprecherin bei den einflussreichsten Ständeauschüssen gemacht, und für ihren Protégé Stimmen gesammelt. Herr Hoffmann soll übrigens ein energischer Mann sein, von dessen Leitung man sich viel Gutes verspricht. Nun, alle neuen Befehle kehren gut, sogar Herr Stöger hat im ersten Jahre gut gekehrt, während es jetzt eines kleinen Herkules bedürfte, um aufzuräumen.

— Man schreibt uns aus Weimar: Die Anwesenheit der Königin von Holland bringt einiges Leben in unsere Langeweile. Raupach hat mehrere Mal bei Hofe gespeist, seine komische Unterhaltung ist jedenfalls pikanter als seine tragischen Jambenstelzen sind. Die Wenigsten wissen wohl, daß Raupach hier seine ersten Versuche für die Bühne machte. Sein erstes Produkt fiel entschieden durch. Er hat aber, wie Scribe, dem es ebenso erging, nicht den Muth verloren und beherrschte später durch volle funfzehn Jahre das deutsche Repertoire. — Großes Aufsehen machte hier eine junge reizende Dame aus einer der ersten Familien Leipzigs, die bei Hofe sang und namentlich durch Worte aus Göthe's Faust, welche Beethoven'schen Melodien unterlegt waren, einen unendlichen Zauber auf die Zuhörer ausübte. Frau Doctorin F. ge ist wohl eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen Deutschlands und fast möchte man dem Glücke fluchen, das durch Reichthum und Behaglichkeit ein Talent der Bühne entzieht, deren Zierde es wäre. — Der Wiener Komiker Franz Wallner gastirte hier mit außerordentlichem Erfolge. Sämmtliche Schauspieler gaben dem gemüthlichen und auch persönlich liebenswürdigen Künstler einen solennen Abschiedschmaus. — Madame Glasbrenner-Perroni ist so eben ein-

getroffen, um gleichfalls eine Reihe von Gastrollen zu geben. — Dem Dr. Schuselka ist von dem hiesigen Ministerium der Aufenthalt in Jena ferner gestattet worden. Derselbe hat nämlich an die Polizeihofstelle in Wien geschrieben, daß man die gegen ihn gerichtete Anklage ihm hierher übermitteln lasse und ihm gestatte, von hier aus sich vertheidigen zu dürfen. Man ist gespannt auf die Antwort, die ihm von Wien aus werden wird.

— Man schreibt uns aus Stuttgart: Lenau befindet sich noch immer in der Irrenheilanstalt zu Winnenthal, körperlich viel gesünder, als seit lange zuvor, aber geistig vollkommen zerstört; seine Freunde fürchten: unheilbar. Die einzige Hoffnung beruht darauf, daß er sich noch auf keine fixe Idee geworfen hat. In manchen politischen und literarischen Kreisen wird ein andrer Mann gleichfalls bekannt sein, der gegenwärtig in Winnenthal untergebracht ist, Buchhändler Frankh von hier. Er wäht, Tag und Nacht von Mördern belauert zu sein, ist deshalb nur unter den ängstlichsten Vorkehrungen und setzt sich Nachts, statt in's Bett zu gehen, einen Prügel in der Hand, in eine Ecke. Man wollte ihm kürzlich eine Erholungsreise erlauben, aber von dem einzigen Menschen, dem er noch traut, einem hiesigen Literaten, der ihn begleiten und überwachen sollte, verlangt er doch, er solle auf dem Bock sitzen, damit er, Frankh, vom Innern des Wagens aus, die geladene Pistole in der Hand, ihn beobachten und bei der geringsten verdächtigen Bewegung hinunterschließen könne. Der Literat bedankt sich natürlich für diese Lustpartie.

— Der älteste unter den lebenden Potentaten ist gegenwärtig der Papst, er zählt 79 Jahre, der jüngste ist ein Mädchen von funfzehn Jahren: die Königin Isabella von Spanien. Les extrêmes se touchent. Der älteste Herr der Christenheit und die jüngste Herrin sind beide unverheirathet. Will man ein Mädchen nicht als Potentat gelten lassen, so ist die Reihe des Jüngsten an dem Sultan, der 21 Jahre zählt. Wieder Extreme, die sich aber nicht berühren. Wie morsch ist der Thron von Constantinopel, trotz seines jungen Herrschers, und wie eifern greift Rom noch immer in die Welt hinein, trotz seines greisen Hauptes. Nach dem Papst kommen die constitutionellen Könige an die Reihe. Der König von Hannover zählt 73 Jahre, Louis Philipp 71, der König von Württemberg 63, der König von Baiern 58 Jahre. Der König des zwischen Preußen und Oesterreich eingeklammerten Sachsen ist um 10 Jahre jünger, als der König von Baiern. Der schwächste constitutionelle Thron, der von Griechenland, hat einen Monarchen von 29 Jahren an der Spitze. Die zwei Hauptmächte Deutschlands halten einander die Waagschaale: der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen sind in gleichem

Alter, es zählt jeder 51 Jahre. Der Kaiser von Rußland steht dicht hinter ihnen mit 49 Jahren. Der König von Belgien ist um drei Jahre älter als der König von Holland, der 52 Jahre zählt, und hat diesem auch überall den Vorsprung abgewonnen, sowohl bei der Brautwerbung um die brittische Thronerbin Auguste Charlotte (1816), die den stattlichen Koburger dem nassauischen Nebenbuhler vorzog, wie auf dem Throne der Belgier (1831). Die Königinnen von England und Portugal, von denen jede einem schönen Koburger angetraut ist, sind in ihrem Alter eben so einig, wie in ihrem Geschmack, es zählt jede 25 Jahre. Uebrigens ist dies ein Punkt, worin Königinnen im Nachtheile gegen andere Erdentöchter sind — sie können ihr Alter nicht verheimlichen. —

— Auch Heinrich Laube führt die Theaterliebe nach Wien, auch er will das Burgtheater studiren und Wiener Eindrücke erleben. Werden seine Erlebnisse freundlicher sein als die Carl Guklow's? Laube ist schon von vorn herein schlimmer dran; Monaldeschi ist das einzige Stück, das auf österreichischen Bühnen gegeben werden kann. Rocooco, Struensee, Gottsched und Gellert sind nach dortigen Censurbegriffen unmöglich. — Berthold Auerbach, der in den letzten zwei Monaten in Böhmen gelebt hat, und zwar meist auf Dörfern und in kleinen Städten, bereitet eine größere Arbeit vor, die ein in Deutschland noch unbekanntes Element von Dorfgeschichten zum Gegenstand hat. — Ernst Willkomm, dessen vierbändiger Roman: „Weiße Sclaven“ nun beendet ist, tritt eine Reise nach Italien an.

— In Allem und Jedem zeigt sich das kleine Belgien rüstig und immer den Andern voran. Die schnelle und außerordentliche Einberufung der Kammern, um ein Gesetz zu votiren und der Noth der ärmern Klassen vorzubeugen, verdient eine Denksäule. Und wie trefflich waren alle diese patriotischen Repräsentanten bereits für die Frage vorbereitet. Die Presse, der kein Zwang aufgelegt ist, hatte den Gegenstand von allen Seiten beleuchtet und die Mittel zur Abhülfe waren in den Journalen bereits zur Reife gebracht. Wie Belgien der erste Staat auf dem Continent war, welcher Eisenbahnen baute, so ist es jetzt der erste Staat, welcher der socialistischen Frage sich von Staatswegen annimmt. Der König hat von dem Ministerium einen Gesetzworschlag verlangt, wie das Loos der Arbeiter zu verbessern ist und welche Mittel zu einer Aenderung der gegenwärtigen Verhältnisse zu ergreifen sind.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.

19. Aug. 1977

3. 10. 1977-80

Wert 400,-
344 34 376
4 B...